

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 20.

Dienstag, 25. Januar

1927.

Strandgut.

(16. Fortsetzung.)

Roman von W. Fleck.

(Nachdruck verboten.)

Der Frieze überlegte.
„Meine Mutter ist gebrechlich und braucht 'ne Hilfe. Ich könnt' Sie ihr ja vorstellen und wenn Sie ihr gefallen —. Sie müßten dann aber gleich mit mir kommen. Mein Name ist Reintsema. Hofbesitzer Reintsema aus Wasserdorf. Ich würde es Ihnen gar nicht verübeln, wenn Sie nach Ihrem Erlebnis keinen Mut mehr hätten, sich einem Fremden anzuvertrauen, aber ich sehe anders keine Möglichkeit, Ihnen zu helfen und schließlich können Sie mich ja in dem Gasthaus, wo ich absteige und wohin ich jetzt gehe, rekonoszieren lassen“, setzte er mit kaum merklichen Lächeln hinzu.

„Sie werden's schon gut mit mir meinen“, sagte Doralties hoffnungsvoll, „ach, und wenn Sie mir auch noch eine Stelle besorgen könnten —“

„Warum wollen Sie denn durchaus eine haben?“ fragte er und setzte schnell hinzu, als ob er sich der flüchtigen Anwandlung von Neugier schäme: „Na, das können Sie alles meiner Mutter erzählen. Für's erste werden wir jetzt einen Happen essen.“

Er setzte sich darauf in so schnellen Trab, daß sie alle Mühe hatte, seinen Siebenmeilenschritten zu folgen. Im Gasthof bestellte er ein Mittagessen, einfach, aber gut und reichlich.

„Ich hoffe, Sie tun's nicht meinetwegen“, sagte Doralties. „Ich bin gar nicht hungrig.“

„Das sind Sie doch, Sie haben es bisher über der Aufregung nur nicht gemerkt“, entgegnete er, legte ihr ohne weiteres ein Kotelett auf den Teller und machte sich dann mit wundervollem Appetit über sein eigenes her. Sein Benehmen war das eines gebildeten Menschen, aber zugleich das eines Landmannes, der es nicht liebt, beim Essen viele Worte zu machen. Vielleicht liebte Herr Reintsema es zu anderen Zeiten aber auch nicht. Ab und zu, und immer im richtigen Augenblick reichte er Doralties die Schüsseln. Er war sich also ihrer Gegenwart durchaus bewußt.

„Ich weiß übrigens Ihren Namen immer noch nicht“, sagte er, als er sich ungefähr gesättigt hatte.

„Doralties Kalumeit.“

„Danke. Und wo haben Sie Ihren Koffer? Steht er noch auf der Bahn?“

Doralties wurde rot.

„Ich habe keinen. Ich wollte zunächst, ich dachte —“

„Hm. Wo kommen Sie überhaupt her?“

Die alte Neigung, zu verbergen, zu verschleiern, erwachte in Doralties.

„Aus Edstett.“

„Wo liegt das?“

„In der Nähe von Schönberg.“

„Die Gegend kenn' ich. Aber von dem Ort hört ich nie. Ist's ein Gut?“ „Ja.“

„Hm.“ Irgendetwas stimmt nicht, sonst würde sie mich ansehen. Na, es wird sich zeigen. Ich bin noch immer sehr bald hinter jede Wahrheit gekommen, dachte Reintsema. Er ließ seine kühlen hellen Augen voll auf Doralties ruhen, die diesen Blick so sehr empfand, daß sie im Bewußtsein eines nicht ganz reinen Gewissens ein bißchen hin und her rüdte.

„Ich glaube, der könnte ein Loch in die Wand gucken“, dachte sie.

Seine Blicke glitten jetzt von ihrem Gesicht zu ihrer Rechten, die auf dem Tisch ruhte. Es war durchaus keine aristokratische Hand. Breit, mit starkem Gelenk und kurzen Fingern, aber sehr weiß, sehr gepflegt.

„In einem Bauernhaus ist viel Arbeit, Fräulein Kalumeit. Und Ihre Hände sehen nicht aus, als ob sie sowas gewohnt wären.“

Zu seiner Überraschung sah sie lebhaft auf, ganz ehrlich, ganz freudig. „Aber ich möchte gern arbeiten lernen. Dazu hab' ich immer Lust gehabt.“

„Was haben Sie denn bisher gemacht?“

„Eigentlich nichts.“

Er lachte halb gutmütig, halb spöttisch. „Ein bißchen wenig. Da werden Sie sich eventuell bei uns noch kunnig wundern. Und ob Sie das sind oder sein werden, was meine Mutter sucht? Na, wir müssen uns zunächst auf den Heimweg machen. Es wird sonst zu spät.“

Er bezahlte die Rechnung, half Doralties die Tasse anziehen und ging mit ihr zur Trambahn. Sie fuhren durch viele saubere gepflegte Straßen. Die Häuser hatten blühende Glasveranden und Blur nstäten an den Fenstern. Später erweiterte sich der Weg. Schmiedeeiserne Gitter schlossen Vorgärten ab mit samtgrünen Rasenplätzen und seltenen Sträuchern im ersten Frühlingschmuck. Im Hintergrund große weiße Villen, von denen jede einzelne das Herrenhaus von Hohenwarden erheblich in den Schatten stellte.

„Wer wohnt da alles?“ fragte Doralties.

„Lauter reiche Leute. Die gibt's hier viele“, sagte der Frieze gleichmütig, und dann schwieg er wieder bis zur Endstation.

„Wir haben nun noch eine gute Stunde zu gehen, das kann ich Ihnen leider nicht ersparen“, sagte er indem er seine Pakete an seinem Stod befestigte und sie über die Schulter schwang. Schweigsam wanderten sie. Reintsema immer einen halben Schritt voraus. Die Nähe eines immerhin hübschen, jungen Mädchens war ihm offenbar ganz einerlei. Die Gegend war so flach wie eine Platte, über der sich der helle Frühlingshimmel wie eine Glasglocke wölbte. Saftgrün schimmerten die von zahllosen Gräben durchzogenen Wiesen, hier und da bezeichneten Baumreihen den Lauf eines Weges. In jahrhundertelanger Arbeit hatte Menschenfleisch dies Land dem Moor und den Fluten abgetrocknet und noch immer kostete seine Behauptung Mühe. Die Geschichte der Marschen war in ihrer Art ein Heldenlied von Kämpfen, Niederlagen und immer neuen Siegen. Allmählich gelangten die Wanderer auf einen Deich, der neben einem geruhlos ziehenden Fluß herlief, auf dem ein Torfschiff schwamm, schwarz wie der Rachen des Charon. Ab und zu breitete sich auf der anderen Seite des Deichs eine große träge Wasserfläche aus. Reintsema deutete darauf hin. „Sowas ist wie ein Totenmal. Ein Zeichen, daß vor Jahren hier die See durchbrach und den Deich zerriß.“

Ein Schweigen von ganz besonderer Art lag über

dem Land. Kein Wagenrollen, keine Menschenstimme weit und breit. Nichts als das leise Glucksen des Flusses und dann und wann ein Kiebißschrei. Weiterhin standen auf erhöhter Wurt einzelne Häuser mit gewaltigen Strohdächern. Ähnliche erhoben sich auch, wie sorgsam angeflammt, zur Seite des Deiches. Allmählich begann es zu dämmern, Nebel legten sich über die Wiesen, und langsam kam der Vollmond herauf.

Als er gestern abend erschien, tanzten wir bei Inspektors, und heute gehe ich mit diesem wildfremden Menschen über das Moor und höre die Kiebiße schreien“, dachte das Mädchen. Es schien fast unglaublich, daß so viel sich in kurzen vierundzwanzig Stunden ereignet haben sollte. Allmählich wurde sie auch müde, kaum noch fähig, einen Eindruck in voller Schärfe in sich aufzunehmen, bis es ihr zuletzt traumhaft war, als sei sie ihr ganzes Leben lang so ins Ungewisse gewandert. Vor einem langen, niedrigen Hause, über dessen Tür das drollig anpruchsvolle Wort: „Café“ stand, machte Reintsema Halt.

„Einen Augenblick. Hier wohnt der Fährmann“, sagte er, ging hinein und kam bald mit einem jungen Burschen zurück.

„Was mag nun werden“, dachte Doralies. Es ging die Deichböschung hinunter zu einem Kahn, den der Knecht mit kräftigen Ruderschlägen ans andere Ufer des Flusses trieb. Niemand sprach ein Wort; das stumme Dahingleiten in der wachsenden Dämmerung auf dem schwarzen Gewässer hatte etwas ganz eigenes.

„So“, sagte der Frieze, als er Doralies aussteigen half. „Jetzt sind wir zu Hause.“

Eine kurze Strecke ging es über Wiesenboden, der wie Sprungfedern unter den Tritten bebte, einem großen, plumpen Hause zu, das auf einer Wurt lag, die Doralies etwas an einen Topfkuken erinnerte. In der Giebelwand klappte ein ungeheures Tor, von zwei schmaleren Eingängen flankiert. Vier blankte Fenster mit Blumentöpfen und weißen Gardinen durchbrachen die Längswand. Das sicherlich uralte Haus, war den Bedürfnissen der Gegenwart, so gut es ging, angepaßt worden. An der Pumpe hantierte ein derbes Mädchen.

„n Abend, Mette. Wo ist die Frau?“

„In der Küche, Herr Reintsema.“

Der Frieze ließ Doralies ins Haus vorangehen und öffnete eine Tür.

„So, bitte, ruhen Sie sich hier aus. Ich sage unterdessen meiner Mutter Bescheid“, und fort war er. Gehorsam setzte sich Doralies auf den nächsten Stuhl. Zu müde, um viel zu denken. Das Zimmer war sicherlich die „gute Stube“ des Hauses, aber von Zierraten, wie Hauslegen, Wandteppern, Reiseandenken und ähnlichen Kunstprodukten merkwürdig frei. Über dem harten Panoletosa hing ein Stahlstich „Petrus auf dem Meer“. Von ferne hörte Doralies Reintsema reden, und das Antworten einer hohen, etwas scharfen Frauenstimme.

„Sie sprechen von mir“, dachte sie. „Ach, wenn ich doch hier bleiben dürfte.“

Jetzt kamen feste Schritte über die Diele, Reintsema brachte eine Lampe, die er so stellte, daß das Licht voll auf Doralieses Gesicht fiel.

„Daß wir Sie heute und morgen hier behalten, Fräulein, ist selbstverständlich“, sagte er in seiner ruhigen Art. „Ob es für länger sein wird, hängt von der Auskunft ab, die Sie uns über sich selbst geben können. Sehen Sie mal, meine Mutter kennt die Gegend, aus der Sie zu kommen behaupten so gut wie ich, und sie sagt wie ich, daß es ein Dorf Estett da gar nicht gibt, also, wie ist's damit?“

Doralies wurde dunkelrot. Sie kam sich vor wie ein Spikbube, den ein Richter entlarvt und fühlte die völlige Unmöglichkeit, diesen scharfen Augen gegenüber anders als die Wahrheit zu reden.

„Das Gut hieß Hohenwarden. Die Dame, bei der ich lebte, hieß Fräulein von Estett“, stammelte sie.

„Na also! Warum denn erst schwindeln? Ist das Ihre Gewohnheit, dann möcht ich gleich sagen, daß dies bei uns nicht angebracht ist.“ Er sprach ganz ruhig und ohne Erregung in seinem stillen, vornehmen Gesicht. Trotzdem fühlte Doralies sich zerschmettert. Und hatte

doch manch liebes Mal Estett angemogelt, ohne sich etwas dabei zu denken. Sie ließ den Kopf hängen wie ein gescholtenes Schulkind.

„Haben Sie besondere Gründe, mit Ihrer Herkunft hinter dem Berge zu halten?“ fragte Reintsema.

Sie hatte sich manches zurechtgelegt, was sie sagen wollte, wenn er sie etwa nach dem Woher und Warum fragte, und nun fiel ihr nichts mehr davon ein. Sie hätte es auch nicht über die Lippen gebracht, also erzählte sie ihm wohl oder übel ihre ganze Lebensgeschichte.

Die Hände auf den Rücken gelegt, hörte er aufmerksam zu, mehr durch das interessiert, was unbewußt hinter den Worten stand, als durch die Erzählung selbst.

— Und weil ich doch nichts als Angst vor meinem Verlobten hatte, und weil Fräulein von Estett gesehen hatte, daß Rolf Tadeses mir 'nen Kuß gab, — ich glaube, es war wirklich nur einer, Herr Reintsema — und ich hatte mir gar nichts Schlimmes dabei gedacht — —

(Fortsetzung folgt.)

Eheirung.

Von Richard Berde.

Das war eine verfluchte Geschichte!

Wladimir Lampe war in die Treibjagd hineingeraten, hatte einen Schuß abgetriegt und sah sich schließlich weiter und weiter vom heimatischen Gelände abgedrängt, bis ihm zuletzt jede Orientierung abhanden kam und er außerstande war, zu sagen, wo er sich eigentlich befand. Er wußte nur, er war gelaufen, was er nur konnte, zwischen Schützenlinie und Treiberbeinen hindurch und unter Anwendung der raffiniertesten Salen, die nur je ein Hasenhirn sich hatte erdenken können.

Das war ein Zickackkurs gewesen, — alle Wetter, ja! Und wie hatte er die wohlgeborenen und hochwohlgeborenen Herren Schützen zum besten gehabt! Immer, wenn sie auf Zick schossen, war er schon wieder auf Zack gewesen —, und umgekehrt. Luft und Erdbreich waren von Schrottkörnern durchsiebt worden, nur an Wladimir Lampe waren sie nach der ersten Verwundung fürsoralich und schicksalhaft vorbeigeslogen.

Aber sein kleines Hasenbütz hatte gar gewaltig geklopft, und das um so mehr, je klarer es ihm bei diesem Reikausgalopp geworden war, daß die erlittene Verwundung ihm langsam die Kräfte raubte und seine Läufe allmählich bleiern schwer werden ließ.

Und er wußte ganz genau, wer ihm diesen Schuß beigebracht hatte. Niemand anders als der tolpatschige Apotheker Bremer war es gewesen, der auf jeder Treibjagd Blödsinn anrichtete und von sämtlichen Treibern der Gegend wie der böse Geist gefürchtet und scheu umkreist wurde. Wenn der auf Hasen zielte, traf er regelmäßig einen Treiber. Aber die Sache ging besser, seitdem ihn der dicke Rittergutsbesitzer angeschrien und ihm geraten hatte, auf einen Treiber zu zielen, wenn er einen Hasen treffen wollte. Da hatten die Treiber wieder gute Tage und fasten neuen Lebensmut. Und durch diese neue Ziel- und Schießmethode des tolpatschigen Apothekers war auch Wladimir zu seinem Schuß gekommen, der ihm den linken Löffel durchlöchernte und den rechten Hinterlauf antnahte.

Er hatte nichts von der Treibjagd geahnt, war auf seinem gewohnten Verdauungspaziergang im Schatten seines wohlbekannten einsamen Solunderstrauches etwas eingenickt und sah sich dann plötzlich in brutaler Weise aus freundlichen Träumen, wie er sie selten so schön gehabt hatte, durch heisere Menschenstimmen und knatternde Schüsse in die Welt des irdischen Geschehens zurückgerissen.

Er riß die Lichter weit auf, sah auf kaum zehn Schritt vor sich den tolpatschigen Apotheker Bremer im Anschlag auf ein Paar trumme Treiberbeine, die seitlich vom einsamen Solunderstrauch nichtahnend und schwerfällig über den Ader stapften. Da wußte Wladimir genug und wandte sich zum besseren Teil der Tapferkeit — zur Vorsicht und Flucht. Aber lust in diesem Augenblick ging die Apothekersnarre los, und das Unglück war geschehen. Der unversehrte Treiber stapfte munter weiter — aber Wladimir fühlte mit Entsetzen, daß es ihn gebahlt hatte. Schlimm konnte es allerdings nicht sein, das merkte er sofort, aber immerhin — die doppelte Blessur an Löffel und Lauf war nun mal da und mußte vorläufig verblissen werden, um quam colorrimo, wie der dürre Amtsrichter immer rief, wenn ihm etwas nicht schnell genug ging auf Seiten der Herren

Freiber, die eigene Person zunächst aus dem verheerlichen Wirkungsfeld der schicksalhaften Zweifeln in Sicherheit zu bringen.

Und, wie schon erwähnt, gelang es Wladimir denn auch, die Linie der gefährlichen Gegner zu durchbrechen und von Schrottkörnern umfließen und von Flüssen verfolgt, den Rettung bietenden Wald zu erreichen, wo er nun lag und verschauelte.

Es war allerhöchste Zeit gewesen! Der angeschossene Hinterlauf schmerzte, hing schlaff herab und war vorläufig kaum noch gebrauchsfähig. Und so hockte Wladimir Lampe nun da, hob und senkte seine tapfere kleine Hasenbrust unter den vermehrten Pumpbewegungen seines Herzens und durchdachte seine Lage.

Er hatte keine Ahnung, wo er war. In der Aufregung der Flucht hatte er auf den zurückgelegten Weg nicht geachtet, wußte bei all den Haken, die er geschlagen hatte, nicht mehr, ob er nach Nord oder Süd, nach Ost oder West gelaufen war und befand sich nun in einem Gelände, das ihm vollkommen fremd war. Und daran erkannte er, daß er wohl sehr weit gelaufen sein mußte, was an sich, angesichts der erlittenen Verwundungen, ganz gewiß ehrenvoll war, aber doch letzten Endes sich nun als unpraktisch und in seinen Wirkungen verhängnisvoll erwies.

Denn nicht nur sah er hier nun einsam und erschöpft in einem unbekannten Walde — einsam und traurig lag auch die teure und vielgeliebte Häsini zu Hause im Bau und war sicher längst schon von sorgender Verwunderung erfüllt, was wohl der Grund sein möge, daß der Hasengatte noch immer sich nicht sehen ließ.

Der Tag ging zu Ende, die Sonne war längst verschwunden, es wurde kühl, und zarte Nebelschleier legten sich auf den Ader. Die letzten Schüsse waren verhallt, tiefer Frieden herrschte nun wieder ringsherum, in den die rücksichtslosen Menschen mal wieder stundenlang mit ihrer grausamen Schießerei eingegriffen hatten.

Und als die Nachtschatten niederfielen, da fielen auch Wladimir Lampe, den nun leichtes Wundfieber gepackt hatte, die Augen zu, und er schlief ein mit den Gedanken an die einsame Häsini und gab ihr im stillen das Versprechen, nie wieder auf seinen Nachmittagsspaziergängen in Gebiete abzuschweifen, die ihm nicht mehr völlig vertraut waren.

In der tiefdunklen Nacht, die nun kam, führten ihn Träume in Jugend und ferne Kindheit zurück, er sah das prächtige ostpreussische Heimatskloster wieder, das hart an der russischen Grenze gelegen hatte, und auf dem er geboren und aufgewachsen war. Die Eltern waren noch Russen gewesen, richtige russische Hasen, die aber, unzufrieden mit den dortigen Zuständen, nach der Heirat über die Grenze hinüber ins Deutsche gewechselt waren und sich dort festhaft gemacht hatten. Und dann war Wladimir bald darauf mit drei anderen Geschwistern zur Welt gekommen und hatte bei der Taufe diesen russischen Namen erhalten, der ja freilich ganz bedeutsam und vornehm klang, aber doch für einen „deutschen“ Hasen, der er nun durchaus sein wollte, eigentlich nicht die passende Benennung war.

Als der Morgen kam, erwachte Wladimir mit Frösteln und Schmerzen; er hoppelte mühselig herum und suchte sich etwas Nahrung, dann lauerte er sich wieder in das Erdloch hinter dem alten Eichbaum, in dem er die Fiebernacht verbracht hatte, und machte sich klar, daß er richtig krank, wundkrank war.

Und so lebte Wladimir Lampe eine ganze Woche. Da ging es ihm wieder besser, und er beschloß, nun einen Versuch zu machen, das alte „Zu Hause“ und die vielgeliebte treue Häsini wieder aufzusuchen. Er hatte in den letzten Tagen erst schüchterne, dann kühnere Geb- und Laussschritte gemacht und zu seiner herzlichen Freude bemerkt, daß von Tag zu Tag die Sache besser ging und daß die alte Gelentigkeit sich wohl bald wieder einstellen würde. Und so hoppelte er nun am frühen Sonntagmorgen davon, zwar noch etwas benommen und steifläufig, aber mit neuem Lebensmut und frischer Daseinsfreude.

Lange rannte er die Kreuz und die Quer, ohne auf bekanntes Gelände zu stoßen, — fremd war jeder Stoppelacker, der sich ihm zeigte, fremd jedes Wäldchen, das er durchlief, und jeder Knid, der sich ihm in den Weg stellte. Da endlich, als die Sonne ihren höchsten Stand schon längst erreicht hatte und nun westwärts niederlief, sah er einen dicken einsamen Strauch im Ader stehen, einen Strauch, der ihm vertraut war in seinen eigentümlichen Umrissen und dem gleichmäßigen Auf- und Abwehen seiner weit ausladenden Zweige, die der sanfte Herbstwind in schläfrige Bewegung setzte. Da erkannte Wladimir mit besserer Freude seinen alten guten Solunderstrauch, in dessen Schutz und Schatten er damals an dem verhängnisvollen Treibtag eingekniert war und den er mit angelegten Pässen und gewaltigen Galoppstößen verlassen hatte, als er den tollpatschigen Apotheker plötzlich vor sich auftauchen sah.

Jetzt war Wladimir gerettet und heraus aus aller Not. Nun wußte er mühelos den Weg nach Hause zu finden. Einmal noch machte er kurze Rast bei seinem Freunde, dem Solunderstrauch, knabberte hastig ein paar herbliche Blätter, dann raffte er sich wieder auf und strebte nun mit trefflicher Ortskunde und froh wechselnder Blume den heimatischen Gebieten zu.

Das kleine tapfere Herz klopfte ihm denn doch gewaltig, als die letzten Minuten so verrannen und das Wiederleben mit der vielgeliebten Gattin nun kurz bevorstand.

Jetzt nur noch quer durch die kleine Tannenheckung hindurch, links um das dicke Weidengebüsch herum, hinüber über den ausgetrockneten Bach, — da begann schon der sandige Boden mit Kiefernbestand, zwischen dessen Stämmen der heimatische Bau lag.

Wladimir hoppelte nun langsamer, — vielleicht ganz unbewußt, um diese seltenen und gesageten Augenblicke der glücklichen Heimkehr desto voller auskosten zu können, vielleicht auch, weil die Kräfte, die Erregung und Sehnsucht bis dahin hochgepeilt hatten, ihn jetzt, als alles überstanden war, doch langsam zu verlassen drohten.

So näherte er sich still und sanft dem altvertrauten häuslichen Bau, legte gerührt und dankbar die letzten Schritte zurück und stand dann plötzlich, nach einem leiblich eleganten allerletzten Schwunge, mitten drin im teuren heimischen Wohngemach.

Aber — da sah die vielgeliebte und „untreue“ Häsini, wie er nun leider erkennen mußte, mit einem andern!

Jawohl — mit einem andern!

Das war denn doch zu stark und eine gar zu gemeine Enttäuschung!

Aber Wladimir wurde rasch Herr der Situation.

Noch ehe der andere, der da in sein eheliches Glück feige und hinterlistig eingedrungen war, zur Bestimmung kommen und die Sachlage erfassen konnte, sprang ihm Wladimir auf den Hals, schlug ihm mit der letzten Kraft, die ihm noch geblieben war, ein paar ganz gehörige Watschen herunter und sah ihn im nächsten Augenblick zu seiner stolzen Genußtuung mit zitternden Läufen und eingeknickter Blume Hals über Kopf und ohne Abschied von dannen ziehen. Und dann war Wladimir mit der vielgeliebten und treulosen Häsini allein, nun standen sie sich Auge in Auge gegenüber, körperlich erschöpft und seelisch hochgradig erregt der eine Teil, schuldbewußt, kleinlaut und häßlich der andere.

Wladimir fand dann zuerst die Sprache wieder, forderte Rechenschaft und Erklärung von der Gattin, die ihn so bodenlos bloßgestellt und betrogen, die die Ehe gebrochen und in den Schmutz getreten hatte.

Und langsam gewann dann auch die Häsini die Fassung zurück, spielte mit gut markierter Entrüstung die Unschuldige und Verkannte, wehrte sich ganz gewaltig gegen jeden Verdacht der Untreue und rief den Gott des Waldes und alle guten Hasengeister zu Zeugen an, daß bei ihrer Seligkeit der mißhandelte und davongelaufte „andere“ nichts weiter gewesen sei und nie geworden wäre, als ihr „Seelenfreund“, der sich in ihrer achtstündigen Verlassenheit und Witwenschaft freundlichst und hilffreich ihrer angenommen und sie mit gutem Trost und frommem Zuspruch hinweggebracht hatte über düstere Stunden des Kummers und Zweifels, die das plötzliche Verschwinden Wladimirs gesiegt hatten.

Ja, sie redete wie ein Buch, die erkappte Häsini, und sah mit häßlicher Freude, wie ihrem Wladimir der sichere Boden gewöhnlicher Überzeugung unter den Füßen zu schwinden begann, wie er unruhig umherabsah und anfang und das unverkennbare Bild eines Zweiflers nun darbot, der nicht mehr weiß, was er glauben soll.

Und dann brach die vielgeliebte Häsini in einen Strom von gut hervorgezauberten Tränen aus und verlangte mit heftig wogender Hasenbrust von dem unglücklichen Wladimir die Zurücknahme des Wortes „Ehebruch“. Denn davon konnte nun und nimmermehr die Rede sein!

„Aber eine Eheirrunge war's, — das wirst du immerhin zugeben müssen“, wandte Wladimir da schwächern ein. „Eine Eheirrunge war's, daß du einen fremden Hasen an deiner Seite sitzen liehest, wohin dein Wladimir sonst gehörte.“

Na ja — die Häsini war's zufrieden. Sie gab die „Eheirrunge“ zu — denn im Grunde war sie herzlich froh, daß die Sache so gut abgelaufen war und sie so billig — so lächerlich billig, davongelommen war.

○○○ Scherz und Spott ○○○

Alles durch Rundfunk. „Werden Sie die neue Blumenkranz besuchen?“ — „Ach nein, das ist mir viel zu umständlich. Ich bleibe zu Hause und genieße sie durch den Rundfunk.“

Die Welt der Frau

Einiges von der guten Kinderstube.

„Gute Kinderstube“ und „wohlerzogene Kinder“ sind Schlagworte wie „allgemeine Bildung“. Für viele Menschen bedeuten sie ein bedingungsloses Lob, für manche andere haben sie einen kleinen unangenehmen Belgeschmack. Ich bekenne mich ehrlich und freimütig zu den letzteren. Nicht daß schlechte Kinderstube, ungezogene Kinder und Unbildung meine Ideale wären. Aber wir Mütter sollten uns hüten, die Seele unseres Kindes so gering einzuschätzen, daß unser Erziehungsprogramm in erster Linie so formale Werte bestünde, wie sie in diesen Schlagworten enthalten sind.

Was heißt gute Kinderstube, wohlerzogene Kinder? Das kleine Kind bis zum schulspflichtigen Alter gehört in die Kinderstube, wo es gehütet, gepflegt und belehrt wird. Auch das schulpflichtige Kind kann in den ersten Schuljahren nicht immer mit den Erwachsenen zusammen sein, aus Rücksicht für beide Teile. Es beschäftigt sich viel allein in der Kinderstube mit Schularbeiten, Beschäftigungs- und Phantasiespielen. Es muß dabei beobachtet werden und gute Manieren und Umgangsformen anerkennen bekommen. Diese Wohlerzogenheit der guten Kinderstube, die wir dabei gewinnen wollen, bezieht sich auf formale Dinge. Gewiß sind auch diese wichtig, aber sie sind nur der kleinste und äußerlichste Teil dessen, was wir von unseren Kindern erwarten und erhoffen können. Das gute Beispiel der Umgebung würde dem Kinde auch ohne Kinderstube die Formen beibringen. Wir brauchen keinen ausgiebigen Anstandsunterricht für das gutgeartete Kind. Vor allem sollen wir uns hüten, den beliebten Mißbrauch mitzumachen, durch den unsere Kinder durch fremde, mehr oder minder begabte Leute wie die Papageien abgerichtet werden. Als kleines Kind empfand ich es instinktiv als Mißachtung meiner kleinen Persönlichkeit, wenn mich die Erwachsenen wohlwollend fragten, wie ich heiße, wo ich wohne, was mein Vater sei. Ich dachte sehr richtig; sie wissen das doch genau. Was würden sie sagen, wenn ich sie das fragen würde. Das Kind, in dem die kleine Persönlichkeit steckt, sträubt sich mit berechtigtem Feingefühl und instinktiver Kritik gegen die Abnungslosigkeit der kindlichen Seele, die viele Erwachsene mit verblüffender Dummheit zur Schau tragen, wenn sie ihre albernen Fragen an Kinder stellen, sie wie Puppen hantieren, küssen und dann wieder wegstellen. Ist es dem Kinde zu verdanken, wenn es gegen die Begriffe der guten Kinderstube sich auflehnt? Das alles ahnen zum wenigsten die Leute, die oft ausgefuchst werden, die Mutter zu vertreten. Meistens kommen sie — wie man zu sagen pflegt — von einem andern Stern. Ihre Phraseologie und Einstellung ist von unserer grundverschieden. Sie sehen den Unterschied zwischen sich und den Eltern ihrer „Zöglinge“ lediglich im Geldbeutel und in der sozialen Stellung. Bis zum schulpflichtigen Alter sind diese Vertreterinnen der Mutter schwer zu entbehren. Und doch soll auch die Kinderstube des kleinen Kindes erfüllt sein von dem Flutraum, das das beste Erziehungsmittel für das große und das kleine Kind ist: Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit. Darum sollten die Mütter lieber ein einfaches und schlichtes Mädchen zur Betreuung des Kindes wählen, als den Typus des halbgebildeten Kinderfräuleins. Halbbildung ist schlimmer als Unbildung. Das Unrecht, das dieser Art Mädchen anhaftet, gehört nicht in den Bannkreis des unverdorbenen Kindes. Die Hauptsache ist, daß die Stellvertreterin der Mutter das Kind sorgfältig pflegt, ihm Sauberkeit, Ordnung, gute Manieren anerkennen. Es ist zu wünschen, daß sie eine heitere Art hat, Sinn für Humor besitzt und sich in das Spiel des Kindes einfüllen kann. Sie muß der Phantasie des Kindes unbedingt freien Lauf lassen, wenn sie im Bereich des Gesunden bleibt, und darf seinen Freiheits- und Tätigkeitsdrang nicht hemmen. Wie oft geschieht das aus Bequemlichkeit, weil man die Unordnung im Kinderszimmer fürchtet, die durch den Gebrauch von vielem Spielzeug hervorgerufen wird. So wird durch die Bequemlichkeit der Erwachsenen das Kind oft grausam in seinem Spiele, das ihm Arbeit bedeutet, beschränkt.

So gibt es in der Kinderstube genug zu bedenken und zu beachten. Erziehen ist nicht leicht. Wer darf sich überhaupt Erzieher nennen? Glauben die Eltern, daß sie von dem Moment an, wo sie Eltern sind, auch Erzieher sein können? Das Dichterwort: „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken“ hat in dieser Übertragung viel Wahres. Unzweifel-

haft erweckt die Elternschaft das Verantwortlichkeitsgefühl des Eltern für die Kinder in hohem Maße und schaltet Selbstsucht aus. Was es aber leider bei den meisten Eltern viel zu wenig erweckt, ist die Kritik an sich selbst. Wer besitzt die ehrliche Überzeugung, daß er charakterlich, seelisch und geistig die Persönlichkeit ist, um Erzieher sein zu können? Wer seinem Kinde Autorität im höchsten Sinne sein will, muß maßlos sein. Da das nur wenige von uns sind, nennen wir uns lieber Kamerad. Sprechen wir nicht mit dem Kinde in dem so vielfach beliebten Tone herablassender Güte und Freundlichkeit. Das Kind besitzt die Kritik uns gegenüber vielleicht viel stärker als wir selbst. Unsere Kenntnisse und Erfahrungen, die wir unseren Kindern voraus haben, sind ein Produkt unserer Jahre. Wir brauchen uns nichts darauf einzubilden. Unser Kind aber hat vor uns eines voraus, was wir dabei eingebüßt haben: die Reinheit der Seele. Lieben und achten wir sie! Und hüten wir uns vor den Litaneien hoher Moralpredigten, in denen wir uns vielleicht noch gar als Beispiel vorzeigen. Damit gewinnen wir nicht die Liebe und Achtung unserer Kinder. Meine zehnjährige Tochter sagte sehr richtig zu Tante und Onkel: „Ihr wißt, wie man mit Kindern umgeht. Ihr behandelt Kinder wie Erwachsene. Zum Glück tun meine Eltern das auch. Aber viele wissen das nicht.“ Wir tranken ein feinsinniges Kind, wenn wir seine Torheiten belächeln, denn es hat ein Recht auf sie.

Wir wollen keine Schablonenmenschen aus unseren Kindern machen, die in der guten — also guten — Kinderstube gelernt haben, ihre eigene Meinung lieber für sich zu behalten oder — noch bequemer — gar keine mehr zu haben. Wir wollen keine Menschen aufwachsen sehen, die sich für nichts ins Zeug werfen und begeistern, die nur höflich, zweckmäßig bedacht und kühl sind. Kurz und gut: nichts als die sogenannten nützlichen Glieder der menschlichen Gesellschaft, zivilisierte Westeuropäer. Wir wollen in echter und natürlicher Kameradschaft, Freundschaft und Liebe zu unseren heranwachsenden Kindern stehen. Wir dürfen sie auch unsere Fehler ruhig leben lassen, wenn wir Manns oder Frau genug sind, gegen sie aus Liebe und Achtung zu unseren Kindern ehrlich anzukämpfen. Wir wollen keine Respektsperson für unser Kind sein, sondern sein bestwollender treuer Freund. Nur so schaffen wir dem Kinde eine schöne Kindheit. Nur so tun wir das unserige dazu, das höchste Glück der Erdenkinder für unser Kind zu erstreben, nämlich — die Persönlichkeit.

Sanna Hildesheimer.

Praktische Winke und Ratschläge für die Hausfrau.

Der Washtag ist für die meisten Hausfrauen mehr oder weniger ein Schredenstag. Und doch läßt sich die Arbeit so sehr vereinfachen und erleichtern, so daß man selbst große Wäschchen ohne Überanstrengung und ohne fremde Hilfe bewältigen kann. Man beachte dabei eins: Gut vorbereitet, ist halb gewaschen, und die Hilfsmaschinen, die uns die moderne Technik zur Verfügung stellt, machen sich in kurzer Zeit durch Arbeits- und Feuerungsersparnis bezahlt. Man soll die Wäsche immer kalt mit Bleichsoda einweichen, weil bei sofortiger heiß- und Seifenbehandlung die quellende Wäsche den Schmutz nur um so fester halten würde. Zur Wäsche nehme man immer nur das beste Material; welches der vielen im Handel befindlichen Waschmittel von Ruf die Hausfrau wählt, ist durchaus individuell. Aber jedenfalls ist für die Wäsche nur das Beste gerade gut genug, und vor sogenannten Gelegenheitskäufen unbekannter Herkunft ist dringend zu warnen. Erwünscht ist in jedem Haushalt eine zuverlässige Waschmaschine, unerlässlich aber eine Brinemaschine. Das Bringen mit der Hand ist, abgesehen von der Zeit- und Kraftverschwendung, geradezu Mord für die Wäsche. Noch mehr als „gut vorbereitet“, ist „gut gewürzt“ von Bedeutung für die Erhaltung der Wäsche, das bedenken noch immer zu wenige Hausfrauen. Einmaliges Spülen noch dazu in kaltem Wasser genügt keinesfalls; man spült zweckmäßig zweimal kalt und einmal heiß, nur so ist man sicher, alle Seifenreste entfernen zu haben, deren Verbleiben das häßliche Gelbwerden der Wäsche bei längerem Lagern zur Folge hat.